

der Amerikaner und Franzosen trotz politischer Differenzen erobert hatte, die die bezaubernde Liebenswürdigkeit der Wiener schätzten.

Erzählen wir also, anlässlich des „St. Nikolaus“ eine Landesversammlung zu Gunsten der kleinen Wiener Welt. Hoffen wir, daß es uns gelingen wird, einige Leben zu retten. In einem Lande, wo der Winter allein das edle Beispiel der größten Freigebigkeit und der christlichen Nächstenliebe sein Leben lang gegeben hat, darf man im voraus des Erfolges sicher sein!

Die Geldbeiträge zu Gunsten der Nikolausversammlung werden bei der Schriftleitung des Blattes, auch durch Postüberweisung bei der Sparkasse Raduz und bei den hochw. Herren Gemeindepfarrern, die sich damit einverstanden erklären, angenommen.

Anmerkung der Schriftleitung: Kürzlich hatten wir Gelegenheit, einen aus Wien kommenden Schwabinger zu sprechen, der das Elend in Wien als entsetzlich schildert. Wer also sein Möglichstes tut, um in der angeregten Sache auch etwas zu leisten, der erfüllt nur eine Pflicht der einfachsten Menschlichkeit. Wir möchten daher obige Anregung aufs wärmste begründen.

Wiedereröffnung des Stickerie-Beredsamkeitverkehrs mit dem Fürstentum Liechtenstein. Gestützt auf das Ergebnis von sieben abgeschlossenen Verhandlungen, die das Kaufmännische Direktorium auf Wunsch der liechtensteinischen Regierung und im Einvernehmen mit den zuständigen behördlichen Instanzen und den beteiligten schweizerischen Industrieunternehmen mit der liechtensteinischen Gesandtschaft in Wien geführt hat, bringen wir den Interessenten zur Kenntnis, daß Mittwochs, den 12. Nov., der einfache Beredsamkeitverkehr in Mattschid-Sidereien mit dem Fürstentum Liechtenstein wieder aufgenommen wurde. Es liegen diesem Verkehr die gleichen Abmachungen zugrunde, wie sie seinerzeit gemäß unserer Publikation vom 17. Sept. 1919 mit dem vorübergehenden Landesrat für den Beredsamkeitverkehr mit Vorarlberg getroffen worden sind.

Wir erinnern vor allem daran, daß die schweizerischen Warenanbieter sich genau an die in der Schweiz geltenden gesetzlichen Vorschriften betreffend die Mindestschätzpreise zu halten haben.

Mit der Ueberwachung des liechtensteinischen Beredsamkeitverkehrs wird schweizerischerseits die bereits bestehende Kontrollstelle für Vorarlberg in St. Gallen (Unterstr. 4, Tel. Nr. 29.05) betraut. Die liechtensteinische Regierung bestellt mit Sitz in Ruggell ebenfalls eine Kontrollstelle, welche über die Einhaltung der einschlägigen Vereinbarungen seitens der liechtensteinischen Warenübernehmer wacht und überdies den Abrechnungsverkehr mit der Schweizerischen Nationalbank in St. Gallen bejorgt.

Zur Abfertigung von Beredsamkeitswaren sind auf Wunsch der liechtensteinischen Regierung von der Kreisobdirektion Chur die schweizerischen Zollämter Haag, Buchs-Straße und Sevelen ermächtigt worden.

Im übrigen verweisen wir auf die in unserer Publikation vom 17. Sept. 1919 betreffend den Beredsamkeitverkehr mit Vorarlberg enthaltenen Bestimmungen, die fälschliche fälschungsmäßig auch für den Verkehr mit Liechtenstein zur Anwendung kommen. Separatabzüge der erwähnten und dieser Publikation können von der schweizerischen Kontrollstelle oder vom Kaufmännischen Direktorium in St. Gallen bezogen werden.

### Hungerblockade.

Wieder wird die furchtbare Waffe dieses Krieges, die Hungerblockade, gegen ein Volk verwendet. Wie sie gewirkt hat gegen Mitteleuropa, wissen Ärzte, die aus Deutschland und Oesterreich berichten; die Folgen der Unterdüngung dieser Waffe werden noch Generationen in dem verelendeten, verelendeten, mitteleuropäischen Volke zu tragen haben. Eine vorläufige Schätzung hat festgestellt, daß ihr in Deutschland 800 000 Menschen erlegen sind; wie viele von ihr zu Krüppeln geschlagen wurden, wie viele unterernährte Kinder an unheilbarem Siedentum leiden, wie die kommenden Generationen noch darunter leiden werden — das kann heute noch gar nicht festgestellt werden. Hinter dem Wort Hungerblockade birgt sich ein Meer von Elend, Jammer und Grauen und unermesslicher Kann keine Waffe sein als diese, die gerade die Schwä-

chen im Volke trifft: die Kinder, Kranken, Greise. Sie hat in Deutschland ihren Zweck erreicht; das Volk ist gemindert worden und der Hunger war guter Nährboden für die Revolution. Deutschland ist besiegt und zerfallen ausgebeutert und auf Jahrzehnte geschwächt; noch aber ist ein anderer Feind der Entente da, der zwar auch schon ausgehungert und verelendet ist: der frühere Verbündete der Entente, Rußland. Das Glück der Waffen ist in dem weiten russischen Land wandelbar, sicherer die Waffe der Hungerblockade, die erprobt worden ist; daher wird sie nun auch von der Entente gegen dieses Land angewendet und die Neutralen werden dazu gezwungen, daß sie in diesem grausamen Spiel mitmachen.

Diese Maßnahme ist unethisch und unmoralisch zugleich. Die Ausbeutung eines Volkes, mag es noch so sehr in politischer Gegnerschaft zu anderen Staaten stehen, trifft unsere ganze christliche Humanität wie ein Faustschlag; daß sie schon einmal gegen ein Volk mit Erfolg angewendet wurde, ändert an ihrer Unmenschlichkeit nichts. Hat die Entente Interesse daran, Sowjetrußland auszurotten, so hat sie dafür einen militärischen Apparat. Und es besteht ein europäisches, vielmehr ein Weltinteresse daran, daß die Sowjet-Herrschaft in Rußland gestürzt werde. Denn der Imperialismus von Lenin und Trotzki greift auf ganz Europa und in die neue Welt. Aber die Waffe der Hungerblockade ist auch gegen diesen Feind unmenschlich und nicht zu verantworten. Denn nicht die russischen Volkskommissare werden von ihr getroffen — zu leiden hat nur ihr russisches Volk, Leben russischer Kinder, Kranke, Greise. Die Blockade ist aber auch unmoralisch: ein hungerndes Volk wird noch weniger als bisher die Kraft aufbringen, um sich gegen die Herrschaft der Volkskommissare aufzulehnen. Die Anarchie wird sich rascher in diesem geschwächten Organismus ausbreiten. Wahrscheinlich aber wird dieser unethische Druck von außen noch etwas anderes herbeiführen, woran die Entente gar kein Interesse hat: eine russische Einigung zum mindesten unter den Parteien der Linken zur Abwehr des Druckes.

In Frankreich, England und in Amerika ist eine Protestbewegung gegen diese Unmenschlichkeit im Gange. Erleuchtete Geister in Frankreich wie Anatole France haben öffentlich ihren Protest bekannt gegeben. In England protestieren die Leute mit den demokratischen „Manchester Guardian“ und viele Liberale. Ob sie beim Obersten Rat in Paris Eindruck macht, bleibt abzuwarten, gewiß aber ist, wenn auch der Erfolg ausbleibt, daß die Erbitterung gegen die Art, wie von Paris aus die Welt regiert werden will, durch die Maßnahme gesteigert wird.

Deutschland, das die Hungerblockade aus eigenen Leibe verhängt hat, lehnt die Beteiligung an der Ausbeutung Rußlands ab; die Note in der Deutschland diesen Entschluß nach Paris übermittelt, ist ein würdevolles und kluges Dokument. Die nordamerikanische Republik hat ebenfalls keine Neigung, dem Pariser Befehl zu gehorchen; sie erkennt zu sehr die Zukunfts-Möglichkeiten in Rußland, um an dieser unmenschlichen Aktion teilzunehmen. Der schwed. Bundesrat hat Paris berichtet, daß weitere Maßnahmen der Schweiz zwecklos wären, weil ohnehin der wirtschaftliche und politische Verkehr zwischen der schweizerischen Eidgenossenschaft und Sowjet-Rußland eingestellt ist. Der Bundesrat verweigert dadurch, in die Aktion gegen Rußland einzutreten, ohne daß er eine Ablehnung nach Paris schreibt, — eine achtungswürdige diplomatische Leistung, deren Wert wir nicht durch Kritik verkleinern wollen. Wir tun aber gut daran, bei dieser Maßnahme, die gegen das ganze russische Volk geht, — ob es nun bolschewistisch oder anti-bolschewistisch ist — nicht mitzumachen. Die Schweiz hat menschliche Pflichten, die sie nicht durchsetzen darf. Sie hat aber auch zu überlegen, daß Rußland nicht immer das Chaos sein wird, das es jetzt unter den Nachfolgern eines mörderischen Krieges und der zerstörenden Herrschaft der Bolschewisten geworden ist. Rußland hat immer noch seine Zukunft. Und am Wiederaufbau Rußlands wird sich auch die Schweiz beteiligen. Der Entschluß Amerikas, nicht an der Hungerblockade mitzumachen, gibt für uns die Richtung an. Wir tun gut, im Interesse der Menschlichkeit wie im wohlüberlegten wirtschaftlichen Interesse unseres Landes, diese Richtung nicht aus den Augen zu verlieren.

B. P.

### War anfangs 1917 der Friede möglich?

Der parlamentarische Untersuchungsausschuß der deutschen Nationalversammlung prüft zurzeit das Material, um ein Urteil über die wichtige Frage gewinnen zu können, ob bereits zu Anfang des Jahres 1917 der Abschluß des Friedens möglich gewesen wäre, wenn eben deutsche Heeres- und Reichsleitung dies ernstlich gewollt hätten. Am letzten Freitag ist in zwei Sitzungen der damalige deutsche Reichskanzler Bethmann Hollweg einvernommen worden, und das Verhör wurde im Laufe dieser Woche fortgesetzt. Der Vorsitzende des Ausschusses erklärte zu Beginn der Einvernahme, es handle sich im wesentlichen um drei Kernfragen, deren Beantwortung durch den einstufigen Kanzler erwartet werde: 1. Aus welchen Gründen ist das Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 erfolgt, trotzdem eine Friedens-Aktion Wilsons durch Deutschland angeregt und bis spätestens Ende Dezember in sichere Aussicht gestellt worden war? 2. Aus welchem Grunde sind die Friedensbedingungen Wilsons nicht mitgeteilt worden, nicht öffentlich auf seine Note vom 21. Dezember und auch nicht vertraulich, trotz Ersuchen von Oberst Houze und Lansing? 3. Aus welchen Gründen hat die politische Reichsleitung die von ihr angeregte Friedensaktion Wilsons nicht weiter betreiben und statt deren ihre Zustimmung zur Föhrung des rücksichtslosen Unterseebootskrieges gegeben, von dem sie doch wußte, daß er zum Kriege mit Amerika führen würde?

Bethmann führte aus, das deutsche Friedensangebot habe weder den Präsidenten Wilson von seiner Friedensaktion abgehalten, noch sie beeinflußt. Sei er verstimmt gewesen, daß Deutschland seinen Friedensschritt nicht abwartete, so habe doch diese Bestimmung nicht auf sein Handeln keinen Einfluß ausgeübt. Man habe in Berlin auf Grund einer langen Reihe von Tatsachen geglaubt, daß der Präsident der Vereinigten Staaten glaube, seinen Entschluß zum Friedensschritt überhaupt anzuführen zu können. Auch neutrale Staatsmänner seien Ende Dezember 1916 noch im Zweifel gewesen, ob der Präsident ernsthaft an den Frieden denke. Man mußte an sein und seines Landes Verhältnis zur Entente denken. Man erwog die einseitige Begünstigung der letzteren durch die amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen; Wilsons Bindung durch die Handelsbeziehungen seines Landes zu England; die Art, wie sich die amerikanische Regierung Forderungen Englands gefallend ließ. Innen- und außenpolitische Gründe haben zur Veröffentlichung des Friedensangebotes der Mittelmächte gerade am 12. Dezember 1916 geführt. Mit ausschlaggebend war, daß damals im englischen Kabinett in der Friedensfrage verschiedene Strömungen miteinander rangen. Mehrheit lagen die Dinge in Rußland.

Bethmann fährt fort: „Nun gebe ich zu, daß wir mit dem Friedensangebot eventuell bis nach dem Friedensschritt des Präsidenten Wilson hätten warten können. Aber abgesehen von der Unsicherheit, zu der nach den bisherigen Erfahrungen mit dem Präsidenten Wilson die Berliner Zentrale noch immer berechtigt war und die sich darauf gründete, daß wir nicht wußten, ob dieser Schritt überhaupt erfolgen und ob er noch in eine günstige militärische Lage fallen würde, war bei uns das Hauptmoment das Bestreben, auf den Friedenswillen der feindlichen Völker einzuwirken. Wir glaubten, daß diese Wirkung mit dem Friedensangebot vom 12. Dezember besser sein würde als beim Schritt des Präsidenten Wilson.“

Der Unterseebootskrieg sei von der Obersten Heeresleitung dringend verlangt worden; dieser hätte auch am 1. Februar begonnen werden müssen, wenn man, wie die Marine sich verpflichtet hatte, England durch Waffenhände der Zufuhr freibekommen machen wollte. Als Bethmann im Januar 1917 im Großen Hauptquartier eintraf, war die Entscheidung für den rücksichtslosen Unterseebootskrieg schon gefallen; jetzt tauchten in der Verhandlung zum erstenmal die Namen Hindenburg und Ludendorff auf. Bethmann schilderte, wie er früher wohl gegenüber Falkenhayn durchbringen konnte, nicht aber gegen diese beiden, deren Autorität Volk und Parlament hinter sich hatte; nur ein Bismarck hätte da widerstehen können. 1917 hielt man in leitenden Stellen Deutschlands die militärische Stellung für so gefestigt, daß man glaubte, militärisch alle Folgen des Unterseebootskrieges auf sich nehmen

zu können. Für Bethmanns Zustimmung sprach auch die Erwägung, daß bei der Abweisung der Haltung der Entente gegenüber dem deutschen Kriegesangebot auch eine neue Friedensaktion kaum ein anderes Ergebnis gehabt hätte. Im Volke setzte man auf den Unterseebootskrieg überall große Hoffnungen, und der damit sicher zu erwartende Eintritt Amerikas in den Krieg wurde als „quantum negligeable“ hingestellt. Mit erhobener Stimme nannte Bethmann die Hypothese, in die das deutsche Volk versetzt worden war, eine Verführung an ihm.

Auf eine Reihe von Fragen, ob er dem amerikanischen Volkshafter Gerard konkrete Friedensbedingungen mitgeteilt habe, antwortete Bethmann, daß er wohl bei verschiedenen Unterredungen über das, was er über die deutschen Kriegesziele in seiner Reichstagsrede gesagt habe, gesprochen habe. Konkrete Bedingungen wären seines Wissens dem Volkshafter jedoch nicht mitgeteilt worden. Im übrigen sei er außerstande, auf einzelne spezielle Fragen hier zu antworten. Er bitte, derartige Fragen schriftlich zu formulieren und ihm Zeit zu lassen, aus den Akten die notwendige Kenntnis zu schöpfen, die für eine zugehörige Beantwortung notwendig sei.

Auf eine Frage, inwieweit Österreich über die Wilsonsche Friedensaktion orientiert war, antwortete Bethmann, daß, soweit es ihm in diesem Momente gegenwärtig sei, Oesterreich orientiert wurde, daß er aber im Augenblick aufgestanden sei, eine genauere Auskunft zu geben. Auf den Hinweis, daß er die Friedensvermittlung angeregt und auf der andern Seite Wilson doch nicht mitgeteilt habe, daß wir selbst eine Friedensaktion unternehmen wollten, erklärte Bethmann, er habe die Vorteile eines Wilsonschen und eines eigenen Friedensangebotes gegeneinander abgemessen und habe geglaubt, zwei Eifen im Feuer haben zu sollen. Das sei ein faktisches Verhalten gewesen, wie es in der Politik alle Tage vorkomme. Er wolle nur wiederholen, daß die Friedensaktion Wilsons durch unser Friedensangebot nicht zurückgeführt worden sei. Er wolle weiter aus, daß ein brauchbarer Friedensschritt nur gemacht werden konnte zur Zeit eines militärischen Höhepunktes. Aber es habe die Gefahr bestanden, daß man diesen Zeitpunkt verpassen würde. Er habe mit voller Weisheit den Grafen Bernstorff gebeten, die Aktion in Amerika weiter zu betreiben, weil er nicht gewußt habe, wann Wilson herzutreten würde.

In der weiteren Vernehmung wies der Abgeordnete Goffen auf den Gegensatz zwischen der Obersten Heeresleitung und dem Reichskanzler hin hinsichtlich der Zensur, die nicht zugunsten der Politik des Reichskanzlers eingegriffen habe. Hierauf erwiderte Bethmann Hollweg, daß, wie weit Kreise des deutschen Volkes der ehrliehen Ueberzeugung gewesen seien, daß der uneingeschränkte Unterseebootskrieg das einzige Mittel gewesen sei, uns zu retten, und eine solche Ueberzeugung lasse sich auch durch Zensurmaßnahmen nicht töten. Auf Einwurf des Abgeordneten Singheimer, daß er damals pessimistisch über den Ausgang des Krieges gedacht habe, erwiderte Bethmann mit Nachdruck, daß er ausdrücklich feststellen müsse, daß er niemals pessimistisch gewesen sei. Er habe die Lage vom ersten Tage an als ernst angesehen. Ernst und Pessimismus seien aber zwei ganz verschiedene Dinge. Nun komme die Frage, warum er das Volk nicht über den Ernst der Lage voll aufklärt habe. Ja, sei es denn unbekannt, daß er von dem Parteitag, von der öffentlichen Meinung gerade deswegen die schärfste Opposition zu erdulden gehabt hätte? Hätte er im Reichstag den Pessimismus vertreten, dann wären wir sofort zusammengebrochen. Da sei es seine Pflicht gegenüber dem Volke, gegenüber der Armee gewesen, den Mut aufrechtzuerhalten. Auf eine Anfrage des Reichsmilitärs Dr. David, ob nichts geschähen sei, die deutsche Presse auf die Friedensaktion einzustellen, erklärte Bethmann, daß die Presse gegen Amerika auf unsere Friedensaktion keinen Einfluß gehabt habe. Die Oberste Heeresleitung habe er von seinen Schritten unterrichtet. Auf eine weitere Anfrage des Abgeordneten Goffen gab Bethmann die Erklärung ab, daß es seine Aufgabe gewesen sei, nachdem der Unterseebootskrieg einmal beschlossen war, allen gegenüber die Wirkungen des Unterseebootskrieges nicht irgendwie in Zweifel zu ziehen. Daß die Oberste Heeresleitung absichtlich die Zensur angewiesen habe, seine Politik zu durchkreuzen, sei ihm nicht bekannt.

„Wie so recht? Was meinst du damit?“  
„Ach, Gott, ich wolle es dir eigentlich gar nicht erzählen, weil ich Angst hatte, daß du es tragi- nehmen würdest. Aber schließlich — einmal wirst du's ja auch merken, daß die Männer keine Engel sind, wie du immer denkst. Auch dein Knut nicht!“  
Dies lachte. „Jetzt kommt wieder irgend eine schreckliche Geschichte von dir, um meinen armen Knut anzuschuldigen. Nur schade, daß du keinen Erfolg damit hast. Also, bitte, los!“  
Gisela lehnte sich den Kopf auf und fragte die Arme. „Das ist nun schon eine ganze Weile her, ich weiß nicht mehr genau wann, da traf ich bei einem Ausgang Knut und Ellen, die sich artig bei der Hand gefaßt hielten und sehr leise und eindringlich miteinander sprachen. So eindringlich, daß sie mich überhaupt gar nicht bemerkten. Sie sahen beide furchtbar ergötzt aus. Er brachte sie dann in eine Droschke, warum, weiß ich nicht. Es war schon Abend und ziemlich dunkel. Ich wunderte mich recht über beide Augenblicke.“  
Dies kramte die Stirn. „Warum dürfen denn Schwager und Schwägerinnen nicht einmal miteinander sprechen? Du bist komisch, Gisela. Wie immer, wenn du auf dieses Thema kommst.“  
Gisela machte die Achseln. „Er hielt wohl zehn Minuten lang ihre Hand und drückte sie. Sie ließ sich das alles ruhig gefallen. Wenn es dir nichts macht, mir Knut's ja gleich sein.“

Dies stand auf. „Zu deiner Verführung werde ich Knut einmal nach dieser Sache fragen. Das wird wohl anders zusammenhängen. Zu deiner Verführung, verzeihst du, nicht zu meiner. Ich brauche meines Mannes Erklärungen nicht erst, um ihn zu verstehen. Aber ich weiß nicht, was dir Knut getan hat, daß du ihm schlecht machst. Hast du ihn geschlagen?“  
Da brach Gisela in Tränen aus, wie sie es jetzt oft ohne Grund tat. „Weil ich dich lieb habe, Lies, habe ich dir das erzählt. Um dich zu warnen. Jedesmal, wenn ich Verdacht hege gegen Knut's Benehmen, nimmst du's als persönliche Beleidigung auf. Ich könnte dir nicht viel mehr erzählen — viel mehr! Aber ich sage dir jetzt gar nichts mehr. Kennst du nur in dein Unglück!“  
Dies seufzte. „Ich will jetzt nicht mit dir streiten, Gisela, weil du elend bist. Aber du hast eine blühende Phantasie. Ich muß jetzt gehen. Leb wohl!“  
Abends, als Lies mit Knut im Wohnzimmer saß, nahm sie ihm leise die Zeitung aus der Hand. „Lieding, ich möchte dich etwas fragen. Aber nicht, weil ich neugierig bin oder dich kontrollieren will — nur um Gisela Red und Antwort sehen zu können. Sie redet immer so viel törichtes Zeug. Hast du einmal mit Ellen in der Schönstraße abends gestanden und zehn Minuten lang ihre Hand gehalten und gedrückt? Sie soll

sehr bleich ausgesehen haben, du auch, und dann habest du sie in einen Wagen gesetzt. Bitte, laß mich ruhig aus, meinethwegen sei auch böse. Aber ich kann wirklich nichts dafür. Ich muß Gisela widerlegen.“  
Langsam hatte Knut die Zeitung zusammengefaßt. Dann schüttelte er die Achse von seiner Zigarette. Er wußte genau, worauf Gisela anspielte. Deutlich stand ihm jener traurige Abend im Gedächtnis. Aber auch das Versprechen, das er Ellen gegeben. Daß er seine Frau jetzt nicht die Wahrheit sagen konnte, machte ihn verlegen und unsicher. Er stand auf. „Sage nur Gisela, daß sie sich wohl getäuelt habe. Auch sie ist ein häßliches Geschöpf, das Spionieren.“ Er hatte die Stirn in Falten gelegt und sah sehr ernst aus.  
Dies war ein wenig erschrocken. Sie hatte gedacht, er würde sie anlachen. „Du bist mir doch nicht böse, Knut? Sie sah ängstlich zu ihm auf und legte die Hände ineinander. „Das Ganze ist so sehr albern. Aber Gisela bearbeitete mich heute so sehr. Da wollte ich es dir lieber offen sagen.“  
Er zog sie an sich und küßte sie weich, innig. „Ich dir böse sein? Aber Lies! Du mußt diese verrückte Gisela nur nicht zu oft besuchen. Wann ich Ernst wäre, würde ich sie überhaupt längst in eine Anstalt geben lassen.“  
Jetzt mußte Lies lachen. „Aber Knut, sie ist doch sonst ganz aufrichtig. Nur jetzt etwas krank-

haft überreizt, aber das ist ja natürlich. Ich hoffe das Beste von der Zukunft. Paß nur auf, wenn erst alles glücklich vorüber ist und sie ein gesundes Kindchen hat, wird sie mich ganz verwirren.“  
Sie ist nämlich im Grunde gar nicht so schlimm.“  
Wieder lächelte er sie. „Mein Sonnenschein“ sagte er leise.  
Sie sah ihm in die Augen, voll tiefer, heißer Liebe. Dann zog sie ihn mit sich. „Du mußt den Jungen noch einmal sehen, wie er schläft. O, Knut, manchmal denke ich, Gott hat mir zu viel Glück gegeben. Erst dich und dann das Kind.“  
Da legte er den Arm fest um sie und ging leise mit ihr an das Bett seines schlummernden Kindes.  
19. Kapitel.  
In Münster begann schon der Schnee zu schmelzen. Hinten, unter den großen Fliederbüschen im Garten, die noch lach und braun standen, stand der erste Schneehäufchen ihre Köpfe in der Erde. Ein Frühlingsschneehäufchen lag in der Luft, aber ein sehr fernes. Durch die stillen Gartenwege gingen Arm in Arm Lies und Ellen, sie tiefes Schmelzwasser gefüllt. Sie waren beide blaß und sahen verweint aus.  
In ihrer Stube lag ihr doch alles, wie es